

Nr. 67. Bydgoszcz/ Bromberg, 23. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz,
Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(20. Fortsetzung.)

Ehe Quintara etwas sagen konnte, erklärte Bailie ihm, daß eine Untersuchung der Kabine Howards ohne Benachrichtigung von Miß Howard unmöglich sei, da beide Kabinen zusammenhingen. Und gleichzeitig wußte er, daß von allen Menschen Quintara der ungeeignetste war, Peggy diese furchtbare Botschaft zu überbringen.

„Wenn Sie hier warten wollen, Mister Quintara, und mir versprechen, nicht mit den Meßinstrumenten zu spielen, dann werde ich es übernehmen, Miß Howard wecken zu lassen und zu Ihnen zu führen." — Er hatte so geschickt die Initiative ergriffen, daß Quintara in der Erwartung dieses gewiß wichtigen Verhörs sogleich zustimmte.

Die einigermaßen schnoddrige Haltung, die Bailie Quintara gegenüber anzunehmen und durchzuhalten für gut befunden hatte, fiel in dem gleichen Augenblick von ihm ab, als er sich außerhalb von Quintaras Blickfeld befand. Er eilte so rasch wie möglich durch die Gänge zu den Howardschen Kabinen und zögerte erst, als er vor Peggys Tür stand. — Daß er, gerade er der Unglücksbote sein mußte! Aber — wer sollte es sonst sein, wenn nicht gerade er!

Sie erwachte auf sein erstes Klopfen.

„Peggy!" rief er gedämpft, „hier ist Bailie! — Bitte, werfen Sie so rasch wie möglich etwas über und empfangen Sie mich sofort! Es handelt sich um Dinge von höchster Wichtigkeit! Bitte, beeilen Sie sich!"

Peggy öffnete ihm die Tür, während sie noch den Kordelgürtel ihres Morgenrocks zusammenband. Sie hatte im gleichen Moment, in dem sie Bailie öffnete, durch einen Blick in das Nebenzimmer festgestellt, daß Tom noch immer nicht heimgekehrt war, und wußte: Bailies Kommen hing mit nichts anderem als mit Toms Abwesenheit zusammen. Sie war blaß und erschreckt und in Furcht vor dem, was sie nun hören sollte.

„Um Gottes willen, sag's schnell", rief sie und starrte in sein vertrautes, geliebtes Gesicht, „er ist . . ."

„Nein, nein! Das nicht!" sagte er rasch; und als sie ihn zweifelnd ansah, ob er ihr die schlimmste Botschaft doch nur für einige Zeit vorenthalten wolle, schüttelte er heftig den Kopf: „Nein, Peg, ich schwör' es dir, ihm ist nichts geschehen, kein Unfall, kein Unglück, wie du es im Augenblick meinst — es handelt sich um etwas anderes!" Er umschloß ihre Hand: „Tom ist verhaftet worden, ja, er soll Dexter erschossen haben. Elyne vielmehr . . ."

Peggy schien ihn zu verstehen. Und nach kurzem Zögern setzte er hinzu: „Es muß sich selbstverständlich um einen Irrtum handeln, das ist doch ganz klar! — Nur eben die Verhaftung, die ist leider Tatsache. Ein Polizeikommissar, der von mir einige Auskünfte verlangte und auch dich zu sprechen wünscht, hat mir diese Geschichte soeben mitgeteilt."

Wahrhaftig, sie atmete auf!

„Also Tom soll Dexter erschossen haben?" sagte sie, als falle sie auf solch eine Ente nicht herein. Bailie nickte.

„Das ist ja absurd!" rief sie und schüttelte ihn an den Schultern. Seine stumme Antwort schien ihr nicht zu gefallen, und es war, als wolle sich ihn aus seiner Lauheit und seinen Zweifeln wachrütteln. „Das ist absurd, hörst du?; Es ist unmöglich!"

„Gewiß — natürlich ist es absurd!" sagte er. Aber er blickte an ihr vorbei. Vielleicht nahm sie die Anschuldigung zu leicht auf. Er zögerte ein wenig. Aber vielleicht war es besser, daß er auch das sagte, bevor sie es von Quintara erfuhr . . . „Natürlich ist es absurd", wiederholte er und fügte dann stockend hinzu: „Nur ist ein Punkt dabei, der mich stört. Peg . . . Mister Quintara, eben der Kommissar, der dich um eine Unterredung bittet, behauptet, dein Bruder hätte die Tat eingestanden."

Sie beharrte bei ihrem „Unmöglich!" und war eher empört als erschreckt. „Ich bin sofort fertig", sagte sie kampflustig, „geh jetzt, Lieber, und nein, schau mich bitte nicht an, ich seh gewiß fürchterlich zerknautscht aus . . . Geh jetzt und bestell diesem Menschen, daß ich in zehn Minuten fertig bin und ihn empfangen werde! Am besten in Toms Kabine, nicht wahr . . .?"

Bailie ging wie ein Mann, der mit sich selbst nicht ganz zufrieden ist. Irgend etwas hatte er verkehrt gemacht. — So sehr es ihn an sich freute, daß Peggy die böse Nachricht so gelassen und furchtlos aufgenommen hatte, so wenig wurde er das Gefühl los, daß sie die Dinge zu leicht nahm und in den nächsten Stunden böse Überraschungen erleben würde.

Er fand Quintara so vor, wie er ihn verlassen hatte.

„Miß Howard läßt Sie bitten, in etwa zehn Minuten sie in der Kabine ihres Bruders aufzusuchen. Mister Quintara". — Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Vielleicht können Sie es mit Ihrem dienstlichen Gewissen vereinbaren, ihr einen Gruß von ihrem Bruder auszurichten . . ."

Der Kommissar sah Bailie ein wenig erstaunt an.

„Hm, ich meine", sagte Bailie, leicht errötend, „sie könnte sich vielleicht bedrückt oder gekränkt darüber fühlen, von ihrem Bruder, an dem sie sehr hängt, so vollständig vergessen worden zu sein."

„Eine ältere Dame?" fragte Quintara mit einem Kopfnicken, das seine grundsätzliche Bereitschaft zu der kleinen und frommen Lüge ausdrückte.

„Das kann man eigentlich nicht sagen", entwortete Bailie. Er zog seine Uhr und starrte eine Weile auf das Zifferblatt. „Es ist soweit", sagte er schließlich und ging Quintara voraus.

Peggy empfing die beiden Herren in einem rasch übergeworfenen Morgenkleid. Quintara machte runde Augen, als er ihr gegenübertrat. Bailie bemerkte es mit einigem Mißvergnügen. —

Peggy hatte es dank irgendeiner Hexerei in diesen zehn Minuten nicht nur fertig gebracht, sich zu waschen und umzukleiden, sondern sogar jene kosmetischen Kunstgriffe

an Haaren, Lippen und Augenbrauen anzubringen, ohne die sie sich „splitternackt" vorgekommen wäre.

„Bitte, bleiben Sie hier, Mister Bailie!" sagte sie, nachdem er ihr Quintara vorgestellt hatte, und Bailie zögerte trotz Quintaras unzufriedener Miene nicht eine Sekunde, diesem Wunsch nachzukommen. Peggy bot Quintara einen Stuhl an; sie selbst nahm auf der Lehne eines Sessels Platz, und erreichte durch diese Gruppierung eine Wirkung, als wäre nicht sie, sondern Quintara der Verhörte.

Weniger glücklich erschien es Bailie, daß Peg sofort zum Angriff überging und Quintara für den offenbaren Mißgriff der Verhaftung Toms mit Vorwürfen über die bedauerliche Unfähigkeit der kubanischen Polizei zu überschütten begann. Aber seine vorsichtigen Versuche, abzuwinken, blieben von Peggy unbeachtet.

„Sie befinden sich in einem Irrtum, Miß Howard", fuhr Quintara mit einiger Schärfe dazwischen, „Ihr Bruder hat die Tat in mehreren Verhören eingestanden, und außerdem liegen einwandfreie Zeugenaussagen vor, die unzweifelhaft beweisen, daß er Dexter erschossen hat." Er preßte für eine Sekunde die Lippen zusammen: „Die Tat scheint mit Vorsatz und Überlegung ausgeführt worden zu sein." — Sein Blick fragte deutlich, ob sie sich über die Bedeutung dieser Formel klar sei.

„Es ist unmöglich! Einfach unmöglich!" Das war Peggys ganze und ständige Antwort.

„Ich verstehe Sie durchaus", sagte Quintara ein wenig wärmer als bisher. „Sie können die Tat einfach nicht mit den menschlichen Eigenschaften Ihres Bruders vereinigen . . ." Er bewegte unsicher die Hand, als müsse er sich dieser Auffassung bei näherer Überlegung anschließen, dann stand er plötzlich auf und begann, den Raum mit großen Schritten abzumessen. „Immerhin — eine Tat aus Eifersucht — auch Ihr Bruder ist ein Mensch, und Sie werden gerade in diesen Bezirk seiner Seele am wenigsten eingedrungen sein. — Eifersucht... ah, die Leidenschaften verwirren auch die kühlsten Köpfe . . ." Er brach plötzlich ab und stellte sich vor Peggy auf. Es war, als würden jetzt die Rollen gewechselt.

„Ich möchte von Ihnen erfahren in welchen Beziehungen Ihr Bruder zu Dexter stand und wer die Frau ist, deretwegen er zur Waffe griff. Ich habe keinen Grund, zu verheimlichen, daß Ihr Bruder über alle diese näheren Umstände zu keiner deutlichen Auskunft zu bewegen ist. — Ich brauche Sie wohl nicht darauf aufmerksam zu machen, daß Sie Ihre Aussage verweigern können. Sie handeln aber in seinem Interesse, wenn Sie mir über diese Dinge soviel wie nur möglich erzählen . . ."

Peggy suchte bei Bailie mit einem ratlosen Blick Hilfe. Die sichere Haltung Quintaras begann den Sockel aus Unglauben und Trotz, auf den sie sich so lange geflüchtet hatte, zu unterhöhlen. Bailie nickte ihr zu; wenn sie etwas wußte — was sollte es da für einen Zweck haben, diess Wissen zu verheimlichen?

Was Peggy schließlich vorbrachte, war nicht sehr deutlich. Tom hatte ihr das Verhältnis, in dem Dexter zu Alice Lißner gestanden hatte, mit den knappsten Worten geschildert. — Aber Quintara schienen diese Aussagen zu interessieren und zu befriedigen. Er machte sich einige Notizen und begnügte sich schließlich mit einer flüchtigen und übrigens ergebnislosen Untersuchung von Howards Kabine. Bevor er sich verabschiedete, bat er Peggy, sich für die weitere Untersuchung des Falles bereit zu halten.

„Ich komme sofort mit Ihnen", rief sie, als er gehen wollte, „ich muß meinen Bruder sprechen."

„Es ist im allgemeinen nicht üblich, Miß Howard", antwortete Quintara, „daß Untersuchungsgefangene Besuch empfangen", milderte aber den strengen Ton: „in diesem besonderen Falle, hm — will ich versuchen, Ihnen eine Besuchserlaubnis zu verschaffen; allerdings nicht vor dem Nachmittag. Ich werde Ihnen noch die genaue Zeit mitteilen . . ." Er grüßte, indem er die Zähne fletschte, und verabschiedete sich mit einer Bühnenverbeugung.

Peggys mühsame Haltung brach in dem Augenblick zusammen, in dem Quintara die Tür hinter sich schloß. Sie sank in dem Sessel in sich zusammen und biß sich in die Finger, als müsse sie einen unsäglichen Schmerz durch neue Schmerzen übertönen.

„Glaubst du auch an seine Schuld?" rief sie und sah Bailie unter Tränenschleiern an. Er schloß die Augen.

„Eine Antwort dem Gefühl nach, ist jetzt unwichtig geworden, Peg", sagte er mit zarter Festigkeit; „jetzt gelten nur Tatsachen. Thomas ist verhaftet, und es ist nur noch wichtig, wie wir ihm helfen können."

*

Kapitän Smollet war das, was man als Untergebener einen „Scharfen Hund" nennt. Die Begriffe Pflicht und Dienst kannte er nur in der Verbindung mit dem Beiwort „eisern". Im übrigen war er außerhalb des Dienstes ein Mann, mit dem sich reden ließ.

Nachdem Bailie ihm seine Beziehungen zu Peggy Howard und das Unglück, das sie betroffen, kurz geschildert hatte, stellte er den Kapitän mit dürren Worten vor die Wahl, ihm entweder einen achttägigen Urlaub zu geben oder sich darauf gefaßt zu machen, daß er wie irgendein Mann aus dem Vorschiff „Runaway" machen würde. Und „Runaway" heißt bekanntlich im Seemannswörterbuch das heimliche Auskneifen von Bord und Dienst. — Smollet war nicht einen Augenblick der Ansicht, daß Bailie sich einen Scherz erlaube. Er klopfte seinem Zweiten wohlwollend auf die Schulter und beurlaubte ihn bedingungslos für die gewünschte Zeit.

Smollet war von Howards Schicksal ehrlich ergriffen. Er entsann sich Howards nach den wenigen Worten, die er mit ihm gewechselt hatte, als einen ruhigen und besonnenen Mannes, und legte es Bailie nahe, Miß Peggy Howard die Wahl eines erstklassigen Anwalts zu empfehlen.

„Merkwürdige Fracht übrigens, die wir dieses Mal geladen haben, Bailie", sagte er, als Bailie schon an der Tür war; „vor knapp zehn Minuten mußte ich einen jungen Mann 'rausschmeißen lassen, der mir mein gutes Frühstück mit dummen Redensarten zu versäuern suchte. — Verbinden Sie zufällig mit dem Namen einer Passagierin Lißner eine Vorstellung, wie? Alice Lißner..."

Bailies Gesicht spannte sich plötzlich.

„Allerdings . . .!" murmelte er vielsagend.

„Also der junge Mann, der übrigens einen ziemlich enttäuschten Eindruck machte, als wenn ihm ein Rendezvous durch die Lappen gegangen wäre, behauptete, auf einen ungeheuren Schwindel hereingefallen zu sein. Gestern nämlich hätte Miß Lißner von ihm unter der Angabe, sie besäße einen Waffenschein und er solle sich ihn heute bei ihr ansehen, einen Revolver gekauft, und nun habe er erfahren müssen, daß unsere Passagierin spurlos von Bord verschwunden sei."

Bailie antwortete nicht. Er starrte Kapitän Smollet an, daß Smollet befürchtete, auf seiner Krawatte klebe ein Teil von dem Ei, das er zum Frühstück verzehrt hatte.

„Möchte verdammt gern wissen, was so ein Frauenzimmer in einer Waffenhandlung zu suchen hat", brummte Smollet schließlich, dem es unter Bailies Blick ein wenig unbehaglich wurde.

„Das ist sehr merkwürdig", stieß Bailie endlich mit einiger Anstrengung heraus, „Miß Alice Lißner ist nämlich die Frau, deren Besitz Dexter Mister Howard streitig gemacht hat und deretwegen Howard ihn erschoß".

Smollets buschige Augenbrauen schnellten empor. „Hm", machte er schließlich, „nun ja, aber in welchen Zusammenhang bringen Sie diese Dinge, Bailie, oder was wollen Sie daraus schließen?"

„Nichts", antwortete Bailie scheinbar geistesabwesend, „vorläufig nichts. — Im Augenblick kann ich jedenfalls nicht mehr sagen, als daß dieser Waffenkauf im Zusammenhang mit all den Dingen, die sich innerhalb der letzten zwölf Stunden ereignet haben, zum mindesten auffallend ist."

Auch als Bailie dann mit Peggy zusammen diese neue Wendung erörterte, blieb das Rätsel ungelöst, und sie beschlossen, gemeinsam Quintara aufzusuchen, und ihn auf diese Fährte zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Glück um Mitternacht.

Erzählung von **Bastian Müller.**

Er war Schlosser von Beruf und arbeitete am Bau des großen Verwaltungsgebäudes an der Esplanade, der in drei Schichten betrieben wurde. Er hatte Spätschicht, die um zehn Uhr endete. Er hatte heute die Schwäne auf der Außenalster fliegen sehen, es lag etwas in der Luft, eine Unruhe . . . Ich will mir heute einen kleinen genehmigen, dachte Jonny während der Arbeit; und als er um Viertel nach zehn die Arbeitsstelle verließ, stand er einen Augenblick ratlos an der Tramstation. Nicht, daß er in Verlegenheit gekommen wäre, wenn es um eine Kneipe ging. Gleich um die Ecke, an den Kolonnaden waren deren einige. Aber es waren eben nicht die richtigen. In eine konnte er, so wie er angezogen war, mit alter Lederjacke, Gamaschen und einer Kordhose, nicht gehen. In einer anderen verkehrten nur verliebte Leute, da wollte er lieber nicht stören. Nein, wenn er selber auch verheiratet war und einen zweijährigen Sohn hatte, so wollte er durch sein müßiges Herumstehen solch jungem, halbfertigem Glück keineswegs im Wege stehen. Er wollte lieber irgendwohin gehen, wo Männer die Schenke bewachen und ab und zu einen heben.

Doch richtig warm wurde es ihm auch nicht bei diesem Gedanken. Da kam eine Bahn . . . Welche war es? Auf dem weißen durchstrahlten Schild stand „St. Pauli". Kurz und klar.

Da steige ich mal ein! sagte sich Jonny. Das ist keine schlechte Idee. War 'ne Ewigkeit nicht in dieser Gegend! —

Als er endlich 'rauskletterte, wußte er nichts Rechtes mit sich anzufangen. Vor ihm war nichts als parkende Autos und neben ihm eine in rot, blau, weiß und grün schillernde Lichterwand. Zögernd setzte er die Füße mit den schweren Arbeitsstiefeln auf den Damm, lief vor einer Taxe hinüber, klemmte die Aktentasche mit den Essensnäpfen fester unter den Arm und wischte vergeblich über ein paar trockene Mennigflecken auf der Lederjacke. Vielleicht sah es besser aus, wenn er die Mütze etwas schief aufs Ohr setzte? Nach Tanz stand ihm nicht der Sinn. Aber ein bißchen Musik . . . Hm, wäre nicht schlecht. Schließlich schien ihm ein Eingang ohne Portier das rechte. Er räusperte sich, nahm die Tür mit Anlauf und suchte, vom Kellner unterstützt, einen Platz nahe dem Klavier. Der Kellner bemühte sich nicht weiter um das Ablegen der Garderobe, er fragte kurz und sicher: „Ein Bier?" Ja, das wollte Jonny trinken. Nachdem er sich den Schaum vom Mund gewischt, auch eine Zigarette angezündet hatte, schaute er sich um, die Lage peilend. An einem Nebentisch saß ein ausgedörrter Mann, ein Heizer, mit seiner Frau, die ganz hübsch rundlich war. Jonny schaute sich ein bißchen weiter um, winkte dem Kellner und trank noch eine Molle, blinzelte mal flüchtig zu dem Liebespaar in der Nische, das still und verklärt den einsamen Klaviertönen tauschte

Auch Jonny, der Schlosser, lauschte dem Spiel des Pianisten. Es war nichts Besonderes und Außengewöhnliches, so ein wenig mechanisch und ein wenig laut. Aber Jonny hatte seinen Gefallen daran. Vor allem an dem Stück, das der Mann da klimperte. Und um es gleich zu sagen: Er kannte es zu gut, er konnte nicht umhin, leise die Melodie mitzusummen. Und dann und wann ein Wort zu singen.

Als es zu Ende war, klatschte Jonny seine Anerkennung hinüber, und dann rief er den Ober. „Zwei Bier, eins für die Musik." Und dann kam die Sache in Schwung. Der Musiker ließ das Bier nicht ohne Dank, erkundigte sich höflich nach einem speziellen Wunsch und kam mit seiner Anfrage nicht an den Unrichtigen.

„Wenn Sie das kennen, Herr Kapellmeister", — und Jonny summte, und wußte sich dann nicht mehr zu helfen. Es kam so über ihn. Er sang wahr und wahrhaftig laut eine halbe Strophe eines Liedes. Es hieß: Das Veilchen.

Der Pinanist hörte es sich an, schüttelte den Kopf. Nein, das könne er nicht auswendig. Ja, er kenne es, aber ob der Herr nichts anderes könne? — „Kennen Sie: „Reich' mir dein zartes Händchen . . ."?" fragte Jonny und vergaß, daß er inzwischen aufgestanden und ans Klavier getreten war; daß er in Lederjacke und Gamaschen dastand und fremd in diesem Lokal war. Er sagte einfach: „Ich möchte das mal singen!"

Inzwischen war Jonny ein anderer geworden. Seine große Liebe, die Leidenschaft für den Gesang, war wieder in ihm aufgestiegen. Im Verein war er einmal der erste Tenor gewesen. Vor der Ehe.

„Reich' mir dein zartes Händchen", sang er dem Pianisten leise vor. Der Heizer horchte auf, seine rundliche Frau setzte sich grade hin, und das Liebespaar faßte sich an die Hand. Da konnte der Pianist nicht gut anders, wenn die Gäste einverstanden waren. Um zwölf war übrigens sein Dienst hier zu Ende. Nach Mitternacht spielte er im oberen Saal des Cafés „Seepferd". Also warum sollte er nicht diesem gut im Fleisch stehenden Kollegen den Gefallen tun und ihn zu seinem Gesang begleiten? Dafür war er ja schließlich hier, nämlich die Gäste zu unterhalten.

Es ging los. Jonny hielt die brennende Zigarette in der Hand, gab den Ton an und sang. Er sang wirklich wie ein echter Tenor, mit allen Einzelheiten. Der Heizer und das Liebespaar hörten zu, jeder auf seine Weise. Aber am meisten hörte Jonny sich selber zu. Es war noch wie früher! Besser war es da auch nicht gewesen, und die vom Verein hatten ihm oft genug gesagt, daß es eine Schande wäre, wenn dieses Talent nicht ausgebildet würde.

Der Heizer sagte es auch sofort und ohne Frage, als Jonny mit dem Lied zu Ende war. Und weil der Heizer so begeistert war, bekam auch er, gleich dem Kapellmeister, ein neues Bier.

Es schien, als habe der Pianist Geschmack an dem Gesang und dem Bier bekommen. Er suchte auf dem Klavier unter den Notenbündeln das „Veilchen". Es müsse eigentlich darunter sein, meinte er. Aber er fand es nicht sogleich. Ob er sonst noch etwas in seinem Repertoir habe? — Oh, was der Kapellmeister denke! Da war die Arie aus dem „Waffenschmied". wie für seine Stimme geschneidert!

Das sang Jonny. Und neuer Beifall, diesmal auch von den Tischen weiter vorne. Und wieder suchte der Pianist, und fand auch „Das Veilchen". — Aber da war es zwölf Uhr und hier durfte nicht mehr musiziert werden, außerdem mußte der Pianist schleunigst ein Stück weiter die Reeperbahn hinunter und die zweite Hälfte seines Dienstes antreten. „Kann ich denn nicht mit?" fragte Jonny und betrachtete seine Lederjacke und die Gamaschen. „Weiß nicht", sagte der Pianist, „was der Alte dazu sagt. Drüben verkehren ja Pikfeine."

„Was?!" sagte der Heizer. „Wem gehört denn eigentlich die Reeperbahn? Den Feinen? Kinder, daß ich nicht lache! — Komm', Antje, wir gehen mit, und der Sänger singt uns „Das Veilchen" und der Kapellmeister nimmt die Notenbücher mit."

„Aber ich garantiere für nichts." Weiter leistete der Pianist keinen Widerstand. Er dachte auch ein bißchen an Freibier. Und so zogen sie 'rüber ins „Seepferd" und Jonny sang „Das Veilchen„. Und die „feinen" Leute fanden es hübsch, die aufgeputzten Bräute summten leise mit. Sie hatten so manchen Abend zu der Klaviermusik getanzt, es war jetzt sehr schön, so'n bißchen still dazusitzen und den Gesang zu hören. Wie der Tenor nur aussah! Fast wie im Film. Ob er ein Taxichauffeur war? Oder ob es ein wirklicher Sänger war, einer von der Oper, der einmal unerkannt zu seinem Vergnügen singen wollte und sich die Jacke von einem Kulissenschieber geliehen hatte, und die Gamaschen . . .? Die Bräute fragten ihre Kavaliere, und die sagten, das könne gut sein. Solche Leute hätten ja die verrücktesten Einfälle. Solche Künstler! Ein gewöhnlicher Sänger sei das nicht. Er gäbe ja auch andauernd aus, wie sie sicher schon gesehen hätten, für den Musiker und den Heizer dazu.

Jonny hörte das alles fein und klar, und es schien ihm fast selber wahr. „Reich mir dein zartes Händchen", sagte er wie ein wirklicher Tenor zum Pianisten und von einem Schlosser Jonny war für die nächsten Stunden nichts mehr vorhanden, außer einer Lederjacke und überhaupt den Arbeitskleidern. Das andere war Glück und strahlende Seligkeit geworden. Ganz unerwartet. Der Heizer, der doch den Anfang miterlebt hatte, konnte es kaum fassen. Er schüttelte den Kopf und murmelte: „Die Stimme, ein Geschenk Gottes! — Wie heiß der Tenor bloß . . .?"

Aber das erfuhr niemand; denn um vier Uhr machte sich Jonny, etwas bangen Herzens, auf den Heimweg, und tröstlich schien es ihm, daß er Spätschicht hatte und sich noch ausschlafen konnte.

Joe und Johannes.

Kurzgeschichte von Erwin Sedding.

Jahrelang macht man seine Witze über den „Onkel aus Amerika“, — eines Tages drahtet er aus Bremerhaven: „Auf der Durchreise nach Wien möchte ich morgen bei Euch zu Mittag essen!“

Böhlers sind in größter Erregung. Seit einem halben Menschenalter lebt der Ausgewanderte drüben. Niemand kennt ihn. Was will er plötzlich in Österreich?

Frau Paula entwirft das Programm: festliche Tafel, Elli im Einsegnungskleid. Müller pumpt die Silberbestecke. Vielleicht geht es, daß man von Scheffels ein Aushilfemädchen bekäme?

„Den Teppich, Kurt, könnten wir am Ende auf Abzahlung — —“

Der Ehemann rechnet. Kratzt sich den Kopf, muß ein Kistchen Mosel bestellen, braucht neue Schuhe, ein seidenes Oberhemd. Zählt er die Summe der Unkosten zusammen, hält nur der Trost ihn aufrecht, daß man in jedes gute Geschäft „erst etwas hineinstecken“ soll.

Am wenigsten erbaut von alledem ist Elli. Sie kommt aus der Schule, findet ihr Zimmerchen voller Dinge, deren die Eltern sich plötzlich zu schämen scheinen. Sie wird auf gutes Betragen abgerichtet und fühlt: Es ist alles unwahr!

„Hieß der Onkel nicht Johannes?“

„Früher, liebes Kind, früher! Jetzt heißt er Joe!“

Zur entscheidenden Stunde steht sie neben dem Vater auf dem Bahnsteig, einen Blumenstrauß in die Rechte gepreßt und ihre Mutter beneidend, die des Bratens und der Maniküre wegen zu Hause bleiben durfte. Der D-Zug rollt in die Halle, füllt sie mit Lärm, Dampf, Menschen, aber mit keinem Onkel Joe. Das heißt: Onkel Joe ist da; nur Böhlers Augen, die beharrlich an den Polsterklassen und am Mitropawagen entlangsuchen, bemerken ihn erst spät. Beinahe, wie er sie anspricht.

Nun, ein bißchen unbedeutend sieht er aus neben Pa, dessen Mantel der Schneider neu gebügelt hat und der seine Finger in den steifen Nappas nicht recht krumm machen kann. Pa hat am Ausgang einen Mietwagen stehen, aber der Onkel mit dem Spleen der Millionäre meint, zu Fuß laufen sei gesund, und erzählt von der Weite brasilianischer Wälder und dem Tagwerk der Farmer, und so fährt der Wagen allein mit dem Blumenstrauß.

Elli hört dem Onkel zu, sie hat ihn plötzlich gern. Der Amazonenstrom, die kreischenden Affen, die Riesenschmetterlinge — das alles steht so nahe vor ihr, daß sie Pas Gesicht nicht deutlich erkennen kann. Erst später, bei Tisch, als der geehrte Gast für die Gänseleber dankt, weil er sich von Sauermilch, geröstetem Brot und Bananen nähre, fällt ihr auf, daß die Eltern graue und faltige Stirnen haben.

„Ich freue mich, euch in diesem Wohlstand zu sehen!“ sagt der Onkel. „Was mich betrifft, so habe ich arg schuften und sparen müssen, besonders in eurem Alter! Na, nun will ich meine Tage beenden, wo sie einst anfingen: in der lieben Steiermark!“

Böhlers sind immer mehr verstummt, so daß Elli nach dem Essen Gelegenheit findet, ihre Geige auszupacken. Sie steht am Fenster, sie spielt einen alten Ländler, die späte Sonne überstreut ihr Mädchenhaar mit Bronze. Der Onkel hat sich zurückgelehnt. Er schließt die Augen. Nach einer Stunde wie dieser hat er sich lange gesehnt: Jugend, Geigenklang, Heimat! —

„Wo nimmst du Unterricht, Elli?“

„Nirgends mehr!“ knurrte Pa. „Hat genug gekostet, die Klimperei!“

Es ist wenig gemütlich zwischen den vieren, — trotz des Müllerschen Tafelgeschirrs. Kurt Böhler und seine Frau haben zu sehr auf einen Operettenonkel gerechnet. Sie können ihm nicht verzeihen, daß ihre Aufwendungen nutzlos waren. Sie drücken sich sogar darum, den Gast zur Bahn zurückzubringen.

Elli tut es an ihrer Statt.

„Ich bin natürlich nicht mit leeren Händen zu euch gekommen“, sagt jener, als sie auf der Straße sind, „aber in einem bunten Leben lernt man auch dies: dem Richtigen das Richtige zu bringen! Deine Eltern haben scheinbar zu kämpfen — wohlhabende Leute pflegen ihre wirtschaftliche Sorglosigkeit weniger zu betonen —, immerhin: dir geht es noch schlechter, denn du hast eine Geige und darfst nicht spielen! Paß auf: bis zum Abgang des Zuges bleibt uns eine halbe Stunde, — führe mich jetzt zu deinem Lehrer! Ich will ihn fragen, ob er dich wieder unterrichten mag.“

Ach, Elli ist nicht bange darum, was der Lehrer antworten wird. Aber da sie unten steht und wartet, fühlt sie doch, wie sich in diesen Minuten ein Schicksal vollzieht. Nur daß sie viele Jahre über den Tod des Onkels hinaus aus seinen Mitteln fortstudieren darf, das begreift sie auch später nie so ganz; es sei denn, daß ihr aus der kindlichen Alpenmelodie, eine Ahnung aufklingt, was jene Töne für den Mann bedeuteten, den sie den Joe nannten, obgleich er in seinem Herzen immer ein Johannes war!



Bunte Chronik



Museen der Gehirne.

Der Erfindungsreichtum der Sammelleidenschaft ist unerschöpflich. Die merkwürdigsten Gegenstände, Tiere, Körperteile oder Minerale werden sowohl von Privatsammlern, wie von staatlichen und städtischen Stellen zusammengetragen. Zu den seltsamsten Museen zählen aber wohl die sogenannten Gehirn-Sammlungen, die vor allem in den Vereinigten Staaten und in Rußland angetroffen werden. Den Rekord aller Gehirn-Museen hält die Sammlung des Amerikaners Oshmar Silnitzky aus Washington. Dieser Mann besitzt fünf Millionen verschiedene Gehirne von allen auf der Welt in größerer Zahl vorkommenden Tieren. Der Clou ist ein Eidechsengehirn. Es enthält ein Nervensystem für drei Augen, im Gegensatz zu allen anderen Gehirnen. Die Anlage zum dritten Auge befindet sich hinter dem Zentrum der Stirn. Großes Kopfschütteln und viel Bewunderung weckt auch das Prunkstück einer französischen Sammlung: die beiden Gehirne Voltaires, das des kleinen Kindes und des erfahrenen Greises.



Lustige Ecke



Er weiß sich zu helfen.



Giraffenfütterung. Patent angemeldet.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.